Nummer 133 Montag, 11. Juni 1923

Berliner Familien-Zeitung

Der Schatten

Ein Detektivroman von E. von Kraatz

[17. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Aber es schien doch nicht so leicht zu sein, wie der Kadi es sich gedacht hatte. Irgendwelche Verdachtsgründe mußte man doch haben, wenn man jemand eines Mordes bezichtigen wollte. Und diese Verdachtsgründe wollten sich nicht einstellen. Ueber all dem Suchen verging aber die Zeit. Die Leute vergaßen jenen Mord und fingen an, sich über andere, neuere Geschichten aufzuregen, und jener angesehene und wohlhabende Mann und seine Schwester legten schließlich die Trauergewänder ab, die sie der Toten zu Ehren getragen hatten, und lebten glücklich und zufrieden weiter. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute."

Dieses „Märchen" schlug wie eine Bombe ins Polizeiamt ein. Westfal stellte immer energischer die Forderung, daß wenigstens der Gatte der Ermordeten festgenommen werden müsse. Er hätte es für das Richtigste gehalten, auch Marianne gleich in Untersuchungshaft zu überführen, meinte jedoch, als er mit diesem Vorschlag auf Widerstand stieß, daß sie wenigstens unter polizeiliche Ueberwachung gestellt werden müsse.

Aber nicht nur bei den Behörden wirkte dies Märchen wie ein Donnerschlag. Klemens und Marianne (die einstweilen in die Villa übergesiedelt war) erhielten mit der Morgenpost ein Exemplar jener Zeitung zugeschickt, in welcher der perfide Artikel sorgfältig mit Rotstift angestrichen war.

Klemens faßte die Sache sehr ruhig auf. Er beland sich in einer so krampfhaft heraufgeschraubten Seelenverfassung, daß er keinen Vernunftsgründen zugänglich war und sich immer mehr auf den Gedanken versteifte, daß er „moralisch" schuldig sei. Und das trieb er so weit, daß er sich schließlich in den Kopf setzte, ihm würde wohler sein, wenn man ihn ins Gefängnis schleppte.

Daß Marianne auch so öffentlich angegriffen wurde, tat ihm jedoch weh, und als Lobra mittags erschien, sprach er sich in warmen Worten darüber aus.

Lobra saß einen Augenblick wie versteinert da, als er das Märchen in sich aufgenommen hatte. Plötzlich faltete er das Blatt zusammen und schleuderte es weit von sich. Dann aber erhob er sich langsam zu seiner ganzen imposanten Länge und bewegte, gleichsam prüfend, die Muskeln seiner schönen, kräftigen Hände.

„Dem Hund muß man mit der Hundepeitsche antworten," sagte er mit unnatürlicher Ruhe und ging auf die Tür zu.

Aber Klemens hielt ihn am Arm fest.

„Um Gottes willen, nur das nicht!" rief er aus. „Das würde Marianne ja nur noch mehr in den Mund der Leute bringen, während man sich jetzt noch der Hoffnung hingeben kann, daß dieser Artikel in unsern Kreisen vielleicht gar nicht bekannt werden wird."

„Was soll ich denn nach deiner Ansicht tun?" fragte Lobra. „Irgend etwas muß doch geschehen!"

„Es ist immer noch besser, daß nichts geschieht, als daß man den Halunken den Gefallen tut, den von ihnen erwünschten Skandal hervorzurufen. Wenn es sich nur um mich handelte, würde ich dir freie Hand lassen, aber der Ruf einer Frau darf nicht mit Gewaltmaßregeln verteidigt werden."

„Ich kann das nicht so hingehen lassen!" stöhnte Lobra.

„Dieter, ich bin Mariannens Bruder, und es ist meine Pflicht, sie zu schützen, — selbst gegen ihre Freunde! Nimm doch Vernunft an, lieber Junge! Du hast gar nicht das Recht, Exzesse zu begehen, um sie gegen solche gemeinen Anspielungen zu verteidigen — und außerdem wäre es eine Torheit. In diesem Augenblick darf nichts geschehen, was ihre gesellschaftliche Stellung erschütternd würde — im Gegenteil, man müßte sie zu festigen versuchen, wenn das möglich wäre."

Lobra zuckte zusammen. Er horchte auf, und seine starren Züge entspannten sich.

„Aber da sich das nicht machen läßt, ist Schweigen die einzige Antwort," fuhr Klemens fort. „Wir müssen die Zähne zusammenbeißen und unser Möglichstes tun, um zu verhüten, daß ihr Name durch den Schmutz gezogen wird."

„Wo ist sie?" fragte Lobra nach einer Pause in verändertem Ton.

„Im Kinderzimmer. Sie war ganz ruhig, als sie das Blatt erhielt, und hat nur Befehl gegeben, daß von heute ab kein Besuch angenommen werden wird — außer dir natürlich!"

„Außer mir? Hat sie das angeordnet?"

„Nein, aber ich sagte, daß ich dir nicht die Tür weisen könnte — und das sah sie ein."

Lobra stand mit der Hand auf dem Türgriff und schien nachzudenken.

„Liest sie die Zeitungen?" fragte er nach einer Weile.

„Bis jetzt hat sie es getan, aber vorhin erklärte sie, daß sie kein Blatt mehr anrühren würde. Sie sagte, sie wolle sich ganz von der Welt abschließen und am liebsten würde sie in ein Kloster gehen."

Lobra nickte sinnend.

„Das ist gut", sagte er und straffte mit einem Ruck die breiten Schultern. „Auf Wiedersehen, Klemens! Sag' mal, hast du von Eickert gehört?"

„Nein, er hat keine Nachricht gegeben. Marianne kann es gar nicht begreifen, und wünscht ihn sehnlichst zurück."

„Ja, es wird Zeit, daß er wiederkommt", seufzte Lobra und verließ mit einem kurzen „Na, denn adieu!" das Zimmer.

Vierzehntes Kapitel.

Das Gefürchtete trat ein. Klemens wurde in Untersuchungshaft abgeführt, und Marianne blieb weinend mit dem inzwischen wieder ganz hergestellten Hansi zurück. Sie war wie vernichtet und ging wie ihr eigenes Gespenst im Hause umher, immer mit dem Bewußtsein, von Polizeispionen umgeben zu sein. Aus dem Hause ging sie überhaupt nicht mehr, da Klemens sie dringend gebeten hatte, ihn nicht im Gefängnis zu besuchen, — zumal, da es nicht unwahrscheinlich war, daß man ihr eine dahingehende Bitte abschlagen würde. Sie öffnete keine Briefe mehr und warf alle Zeitungen schaudernd selbst ins Feuer.

Doch eines Tages gewahrte sie rein zufällig auf einer Postkarte die Unterschrift „Hans Eickert".

Voller Freude eilte sie damit ans Fenster und las mit steigendem Atem folgende Worte:

„Ehrerbietigsten und herzlichsten Glückwunsch. Nicht den Mut verlieren. Bin unermüdlich tätig und hoffe das beste. Hans Eickert."

Befremdet drehte sie die Karte hin und her. Diese wenigen und überdies rätselhaften Worte!

Ehrerbietigsten und herzlichsten Glückwunsch!"

Was sollte das heißen? Es klang ja wie Hohn.

Ob es wirklich Eickerts eigene Handschrift war? Sie war schon so argwöhnisch geworden, daß sie sich nicht gewundert haben würde, wenn jemand einen grausamen Scherz mit ihr getrieben hätte.

Lobra würde wissen, ob die Karte wirklich von Eickert herstammte, aber den konnte sie nicht fragen. Er kam täglich, um zu fragen, ob sie irgendwelche Wünsche oder Befehle hätte, aber sie ließ ihn immer dankend abweisen. Ihn zu sehen — jetzt, in ihrer tiefen, bitteren Erniedrigung! —, das wäre eine Qual gewesen, die über ihre Kräfte ging.

So unterzog sie die Karte noch einmal einer eingehenden Betrachtung und entdeckte dabei, daß sie nicht von auswärts kam, sondern auf einem Postamt der Stadt abgestempelt war.

Das verwehrte ihr Befremden. Eickert war also hier — und kam nicht zu ihr? Was mochte das zu bedeuten haben! Sie konnte es sich nicht erklären, hatte aber so festes Vertrauen zu ihm, daß sie ohne weiteres annahm, er werde wohl triftige Gründe für sein Verhalten haben. So beschloß sie denn, nach seinen Worten zu tun und zu versuchen, den Mut nicht sinken zu lassen.

Im ganzen hatte die Karte sie neu belebt. Schon daß sie sich unwillkürlich immer wieder die Frage stellte, was er wohl mit seinem Glückwunsch gemeint habe, lenkte sie von ihren sonstigen trostlosen Gedanken ab und tat ihr wohl — — —

Am Nachmittag desselben Tages fielen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf Nina Gronwalds Grab. Ringsum herrschte Frieden und tiefe Stille, und auch die graue Gestalt, die zu Füßen des Grabhügels auf einer Bank kauerte und vornübergebeugt das Gesicht in den Händen verbarg, regte sich lange Zeit nicht und gab keinen Laut von sich.

Doch plötzlich schüttelte sie ein Frostschauer, und sie richtete sich langsam auf. Es war ein mittelgroßer, abgemagerter und überaus fein gebauter Mann mit sehr schmalen Händen und Füßen und einem blassen, blonden Gesicht, das früher wohl hübsch gewesen sein mochte, jetzt aber durch leichtsinnigen Lebenswandel und übermäßigen Alkoholgenuß entstellt und verhaart war. Die schönen, blauschwarzen Augen lagen tief in den Höhlen und hatten einen krankhaften, fast irren Glanz, und die feingeschwungenen Lippen zuckten nervös. Als er sich zögernd und unsicher erhob, stand er da wie die Mumie eines ursprünglich rein und edel aus den Händen des Schöpfers hervorgegangenen Menschenbildes.

„Nina — Nina —" stöhnte er und fuhr mit der zitternden Rechten in die Tasche seines kurzen, eleganten, aber stark abgetragenen Paletots — „ich hab' es nicht gewollt — ich weiß nicht, was über mich kam —"

Seine heisere Stimme versagte.

Hinter ihm ging die Sonne zur Rüste und färbte die hier auf den Gräbern noch makellos reine Schneedecke mit einer blassen, kalten Röte.

Wie gebannt stand der abgezehrte Mann und starrte auf den schmalen Hügel hinab, der alles barg, was von der reizenden, lebensdurstigen jungen Nina Fetten übriggeblieben war.

Doch plötzlich fuhr er jäh und heftig zusammen, streckte wie abwehrend die linke Hand aus und schrie wie in höchster Todesangst:

„Der Schatten! Der Schatten!"

Und wirklich, über seine Schulter hinweg war ein langer, düsterer Schatten auf das Grab gefallen, ohne daß ein Laut zu vernehmen war.

Jetzt hob der Schatten einen Arm, der wie ein Querriegel über den rosig schimmernden Hügel fiel.

Da kam wieder Leben in die geduckte, graue Männergestalt. Im Nu fuhr die Rechte aus der Tasche heraus — ein Blitz, ein Knall — und er lag wie ein gefällter Baum am Boden.

Im selben Augenblicke kam Eickert hinter einem von Taxus umstandenen Denkmal hervorgestürzt und beugte sich über den hochgewachsenen Polizisten in Zivil, der rasch niederkniete, um die Wunde zu untersuchen. (Fortsetzung folgt.)

Das seltsame Erlebnis

Eine Novelle / Von Hans Gathmann-Breslau

Martin Precht saß regungslos am offenen Fenster des eilenden D-Zuges. Der Wind griff spielerisch in den warmen Wagen und in das dichte, graue Haar des Reisenden, der diese flüchtige, immer wiederkehrende Berührung wie eine wohltuende Zärtlichkeit empfand. Manchmal schloß er für Augenblicke die Augen. Dann war das zarte Tasten der Finger des Frühlingswindes leise und köstlich kühl auch auf den Lidern seiner Augen. Tat er sie aber auf, dann schmerzte die Berührung fast, die Augen brannten und konnten die traumhaft verschwebende Landschaft nicht halten. Seltsam, wieviel Licht und Glanz von diesen vorüberhastenden Hügeln ausging, wieviel Weichheit und Sanftmut aus den ganz hellen grünen Tälern bis an sein Herz stieg, und welche fast zärtlich schmerzende Schwermut aus den ganz jungen, lichten, vom Wind gewellten Saatfeldern über sein Wesen kam. Kein Zug in seinem beherrschten, noch immer männlich-schönen Gesicht verriet die innere Bewegtheit des Mannes. Nur wenn sich die Flügel seiner starken, leise gekrümmten Nase von Zeit zu Zeit blähten, konnte man schließen, daß die Landschaft da draußen, der Frühling oder die erschrocken auftaumelnden Lerchen ihn nicht unbewegt ließen. In der Tat bewegte ihn die Landschaft seiner Jugend, die er fast ein Menschenalter nicht mehr gesehen hatte, bis ins Innerste. Tausend längst vergangene Stunden mit ihrem versunkenen Reichtum begannen plötzlich wieder in seinem Hirn zu schlagen. Wanderstunden trunkener Naturseligkeit riefen mit ihrer hellen, längst verklungen geglaubten Stimme nach ihm. Diesen und jenen Weg, der sich noch unverändert durch die unverändert junge Herrlichkeit zog, erkannte er wieder. Er tauchte auf, seine Augen begrüßten ihn mit einem tieferen Aufleuchten — und war verschwunden. Es dämmerte ihm plötzlich ein Ahnen von der flüchtigen Ewigkeit aller irdischen Dinge und Geschehnisse für den ewig flüchtigen Menschen. Da lag nun dieser weiße, etwas staubige Weg, über den im Sommer schwer die gelbblühenden Aehren hingen, mitten in der Sonne, ewig mitten in der Sonne, in diesem Frühling wie in dem vor einem Menschenalter oder wieder nach einem Menschenalter. Und er — der Mensch? Jagte im Expreß vorbei, vorbei an der dreihundertjährigen Kirche, vorbei an dem immer rauschenden Bach, aus dem immer noch Kinder Forellen fingen, vorbei an den alten Wäldern, in denen sehr stille Anemonen wuchsen und jedes Jahr die Blaubeeren im dichten Grün der Blätter prangten. Vorbei. . . .

Martin gab seinem schlanken, fast jugendlichen Körper einen Ruck. Er stand auf, hielt sich mit beiden Händen am Fenster und beugte den Kopf weit vor in den rasenden Luftzug. Die Landschaft flog hin. Immer fliegt die Landschaft vor uns hin wie das Leben. Seine Augen schmerzten jetzt brennend, seine Stirn glühte trotz der wehenden Kühle. Er strengte sich an, alles zu sehen — in sich zu trinken, einzuschlürfen, aber je schärfer er ausblickte, je mehr er sich mühte, Einzelheiten zu erkennen, desto verschwommener wurde das Bild der Landschaft, der blaue Himmel mischte sich mit den grünen tausenden Wogen der Erde, den dunklen, wuchtigen Tönen der Wälder zu einer brausenden Farbensymphonie, bis er nichts mehr erkennen konnte, so daß er, als der Zug endlich hielt, ihm wie betäubt, müde und von tausend Erinnerungen und Gedanken zerquält, entstieg.

Als er die ersten Schritte in die Gasse der Kindertzeit setzte, hatte er ein seltsames Erlebnis, das ihn erschreckte und beglückte.

Susanna stand vor ihm und sah ihn mit ihren großen dunklen, verträumten Augen, die aus einem durchsichtig-weißen, schmalen Gesicht blühten, lächelnd an. Er hob die Hand zum Gruß an den Hut, noch ungewiß, ob ihn kein Spuk narre. Die Schüchternheit der Jünglingstage schlug wieder in seinem Herzen und die Beklommenheit, die Zwanzigjährige bei der ersten Begegnung mit der Geliebten empfinden, verschlug ihm lange das Wort.

„Susanne"! rief er endlich aus und griff nach ihrer Hand, die sie ihm willig ließ.

„Du bist es"? lächelte sie. „Ich habe auf dich gewartet. Alle Tage stand ich einmal hier, wenn die Züge aus der großen Ferne kamen und in die Ferne weiter fuhren. Einmal mußte einer dich bringen. Nun bist du gekommen."

„Ja, ich bin gekommen", sagte Martin leise. „Ich weiß nicht, warum. Ich habe hier keine Geschäfte. Ich habe hier nur Erinnerungen. Und möchte mich fast schämen, daß sie solche Gewalt über mich bekamen."

„Du bist glücklich, daß du ein Menschenalter leben konntest, ohne daß sie Gewalt über dich bekamen", antwortete Susanne. Ein Schluchzen vibrierte in ihrer Kehle. „Aber ich?"

Martin ahnte eine Fülle von Hoffnung, Enttäuschung, Schmerz, Erinnerung in ihrer Brust, ein Schuldgefühl bemächtigte sich seiner, groß und schmerzhaft, und er versuchte scheu, sich zu rechtfertigen.

„Du bist jung geblieben" — sagte er. „Ich kann es beinahe nicht glauben, daß du es bist."

Susanne lächelte wieder, so, daß ihr schmaler Mund sich nur ganz fein krümmte, aber ihre Augen noch einen Schein dunkler wurden und einen sehr tiefen Glanz bekamen.

„Der Mensch bleibt immer jung für den, den er lieb hat. Glaubst du das nicht? Aber daß du mich noch so jung siehst wie einst, das . . . das . . ."

Sie zögerte.

„Das . . .?" half ihr Martin. . .

Ihr Lächeln schwand und sie sagte sehr ernst:

„Das muß für dich ein schweres Schicksal sein."

Martin erschrak vor diesem Wort. War's nicht ein Glück, daß er sie so jung wiedersah? Und sollte für ihn — ein schweres Schicksal sein? Was bedeutete das? Ging sie nicht mit den elastischen Schritten der Jugend neben ihm? Der Frühlingswind spielte mit ihrem weißen Kleid, ihr tiefglänzendes schwarzes Haar lockte sich spielend über die reine Stirn und in ihren Augen schien ein großes Glück zu leuchten.

Er nahm ihren Arm. Alle Beschwerlichkeit und Müdigkeit der Reise war vergessen und von ihm gewichen.

„Du!" flüsterte er. Und sie neigte willfährig ihr Ohr zu seinem Mund, der von ganz jünglinghaften Worten der Liebe überfloß.

Sie gingen weit vor die kleine Stadt, auf den „Kranich", eine langgestreckte, bewaldete Anhöhe, die einen Gipfelpunkt hatte, von der man weit hinaus ins Land sehen konnte. Ueberall glänzte der Frühling in bunten fleißhaften Farben. Selbst die Festungswälle der alten Stadt, auf die sie nun hinunterlsahen, waren ganz mit hellem Grün bedeckt. Martin war so vom Glück und Glanz dieser Stunde aufgewühlt, so wie von allen Fesseln jahrelanger Knechtung und Irrung befreit, daß er auf dieser stillen Höhe Susanne um die Hüften faßte und beide zu lockenden Melodie der vielen Lerchenlieder einen trunkenen Tanz tanzten.

Als sie eng verschlungen zur Stadt zurückwanderten, schlug die alte Rathausuhr die zehnte Stunde. Sie hatten in ihrem wilden Glückstaumel Essen und Trinken vergessen und spürten noch keinen Hunger. Martin war ausgelassen fröhlich, Susanna sprach wenig und lächelte immer glücklich in ganz versunkener Träumerei vor sich hin.

Endlich standen sie vor Susannas Haus.

„Ich wohne jetzt ganz allein", sagte sie fast feierlich. „Die Eltern sind bald gestorben, nachdem du mich damals verließest. Die Schwestern sind verheiratet in anderen Städten und haben viele Kinder. Ich bin ganz allein."

Martin schwelgte in diesem Glück. Den Unterton des Schmerzes und Vorwurfes in ihren Worten hatte er darüber ganz überhört.

Ihre einsame Nacht brannte in allen grellen Feuern der Leidenschaft, und Martin verströmte die beglückende Kraft seines Lebens wild und unersättlich, wie er es noch niemals getan hatte.

Als er nach kurzem Schlafe erwachte und in einer ungewissen, ängstlichen Stimmung um sich blickte, lag ein altes Mädchen neben ihm, der ganz ruhige Atemzüge die schmächtige, unbedeckte Brust hoben.

Martin wischte sich in fiebriger Angst den Schlaf aus den Augen, starrte das vermeintliche Trugbild an — es blieb. Durch des Mädchens gelöstes Haar zogen viele, unzählig viele kleine Fäden, ihre Brust und Arme waren welk und schlaff, ihr Antlitz von Runzeln zerschnitten. Er schrie so laut auf, daß sie erwachte. Verwundert sah sie ihn an.

„Du!" schrie er . . . „Du! . . . Wer bist du?!"

Ihre müden Augen sahen ihn traurig an.

„Bin ich alt geworden? . . . Ja, bin ich alt geworden über Nacht?"

„Du . .!" . . . er riß die Augen weiter auf, weil er ihnen immer noch nicht traute . . . „du hast . . mich . . betrogen . . ."

Ihre kleinen Fäuste ballten sich: „Oder . . du . . nicht . . . . Habe ich nicht ein Leben lang gewartet auf dich und du hast mich vergessen . . . Bin ich nicht jung geblieben für dich — für diese Nacht . . diese Stunde Glück . . . Darf ich nun nicht alt sein? Ich will gern alt sein . . . jetzt will ich es gern. . .

Ein wildes Weinen erschütterte sie. Da erkannte er seine Schuld an ihr — und sein schweres Schicksal.

Wie nach einem irren Traum verließ er die Stadt. Zuweilen war ihm, als hätte er sie nur durchwandert, keinen Menschen von einst wiedergesehen, mit keinem gesprochen. Er wurde irre an sich selbst. Sicher schien ihm nur, daß der Mensch, dem ein Erlebnis seiner Jugend so heftig und aufwühlend ins Bewußtsein stürzt, nicht mehr weit sein kann vom — Tode.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Better; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: i. V.: Julius Michaelis; für den Inseratenteil: Paul Grätz; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.